



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Nirgendheim, Jacob: Neue Critik eines alten Buches.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Critik eines alten Buches.

Galerie de caractères prussiens. Paris 1808 *).

I.

Montauban ist eine sehr zu empfehlende Stadt. Selten habe ich mich irgendwo gleich am ersten Tage so zu Hause gefühlt, und an wenige Orte, die ich gesehen, denke ich mit so viel innerer Seelenruhe zurück. Daran war ein Clavier, daß vier Wochen mein nächster Nachbar gewesen, freilich mit Schuld; aber doch nur theilweise. Die Stadt selbst ist so heimlich wie wenige. Und als ich durch die Straßen zog und absichtlos vor einem Kram alter Bücher stehen blieb, fiel mein Blick auf einen Titel: „Caractères prussiens.“ Aus purem Patriotismus kaufte ich das Büchlein für 10 Sous, las jeden Abend einen caractère darin und denke, daß die Gesellschaft, in die ich so hineingerieth, sehr viel mit Ursache ist, daß ich mich in Montauban häuslich niederlassen würde, wenn überhaupt für unser eins an dergleichen zu denken wäre, und man mir versprechen wollte, daß ich alle Abende so gute Gesellschaft fände wie damals.

„Il n'est pas dégoûté! ce sansculotte“ — — würde irgend ein deutscher Hofrath sagen, wenn er wüßte, wer und was ich bin, und wer und was die Gesellschaft ist, die ich mir ausgebeten: Prinzen, Minister, Generäle, Marschälle, Cabinetsräthe, Professoren u. s. w.

I.

Der erste hohe Herr, dem mich mein namenloser Führer vorstellte, war kein anderer als der General von Köckeritz. Es war auch ganz gut, daß er mit diesem anfang, denn die Andern würden mich weniger gut aufnehmen, und am Ende den hofunfähigen Wanderer — der erst an demselben Morgen ein paar Fuhrknechtsschuhe gekauft hatte, die seinem blauen Kittel alle Ehre machten — gleich zur Thüre hinausgewiesen haben. Der General von Köckeritz aber war ein guter Mann und schreckte gar nicht zurück, als mein Geleitsmann mich ihm vorstellte und mit einem gewissen Hochgefühl

*) Offenbar ist dem Hrn. Referenten eine Uebersetzung des „rothen Buchs“ von Massenbach in die Hände gefallen,
Grenzboten. III. 1847,

Namen und Titel seines Schüglings anführte: Herr Dr. Jacob Nirkendheim, außerordentlicher, gehaltloser Professor und Staatsrath außer Diensten, Mitglied mehrerer geheimen Gesellschaften, Ritter des Kreuz-, Leid- und Schwerenoth-Ordens mit der Halschleife 2c. 2c. 2c.

„Enchanté de faire votre connaissance“ antwortete der Herr General. Er saß da in dem Salon — so würde man wenigstens jetzt sagen, damals hieß es noch schlechtweg: dans les appartements — „der Frau von Voß, Großgouvernante der Königin, die Hände gefalten, einen Daumen um den andern drehend, und die Langeweile mit mehr als menschlicher Geduld ertragend, so daß man zweifelhaft war, ob man Mitleid mit ihm haben, oder ihm wünschen sollte, daß ein Schlagfluß, der ihm zu drohen schien, rasch der Sache ein Ende mache.“ — S. 2.

Mein Begleiter und Einführer flüsterte mir allerlei kleine Scandale in's Ohr. „Man sagt, der Herr General sei ein ehrlicher Mann; ich gebe das gerne zu. Aber genügt es, ein ehrlicher Mann zu sein, um an der Spitze eines Reiches zu stehen?“ — S. 4. — Ich meinerseits bekam durch diese Aeußerung nicht gerade die beste Meinung von meiner neuen Bekanntschaft; denn als Nichthöfling kommt es mir so vor, als ob ein ehrlicher Mann, selbst wenn er ein Dummkopf wäre, einem Reiche kaum so viel schaden könne als ein Schuft, der noch so fein und listig seine Karten zu mischen wisse. Die Preußen hatten 1808 gar viele Dummheiten gemacht, aber wenn sie nur halb so viele Schlechtigkeiten begangen, so würden sie 1813 nicht wieder auf dem Flecke gewesen sein. „Ehrlich währt am längsten,“ antwortete ich meinem Führer, der mich mit stillem Hohnlächeln ansah.

Er zischelte weiter: „Der General hat einen Bedienten, genannt Nagel, und dieser und seine Frau haben sich seines ganzen Vertrauens bemächtigt, und treiben ihn zu Allem, wozu sie wollen. Seit Friedrich Wilhelm III. auf dem Throne ist, hat dies verkäufliche Pärchen 60,000 Thaler zusammen-gescharrt, ein Vermögen, das ohne Zweifel größer ist als das ihrer Herren. Man hat die Dame bei Herrn — —“ Doch was geht uns das weiter an? Ich fürchte, der Herr General und sein Bedienter haben meinem Führer einmal irgendwo auf den Fuß getreten und er ist rachsüchtig genug, es seinem ganzen Hause bis auf Knecht und Magd nachzutragen. — Die Hofhühneraugen haben ein gutes Gedächtniß.

2.

Sehen Sie dort die edle Gestalt? Das ist der Großmarschall Herzog Wilhelm von Braunschweig. Ein Mann. Als er zur Herrschaft kam, war

er bereits der erster „Lientenant“ Friedrichs. Sein Vater hinterließ ihm ein ausgefaugtes Land und einen zerrütteten Schatz. Aber der Herzog, den Hindernisse nie erschreckt hatten, setzte denen, auf die er jetzt stieß, seine gewohnte Tüchtigkeit entgegen. Sein Vater hatte 900,000 Thaler von Friedrich II. geliehen. Der König beglückwünschte den Sohn mit Kälte wegen seiner Thronbesteigung, und frug ihn nachlässig, ob er ihm in etwas dienen könne. Der Herzog, verlezt durch den Ton der Theilnamlosigkeit, in dem er den des Gläubigers gegen seinen Schuldner zu erkennen glaubte, bat sich vom Könige die Erlaubniß aus, auf der Stelle die Schuld seines Vaters zu zahlen, und zahlte in neun Tagen die 900,000 Thaler. Man weiß nicht, wie er die Zahlung machen konnte, aber man weiß, daß er nicht nur diese Schuld zahlte, sondern auch alle, die sein Vater in Hamburg und in Holland gemacht hatte; und dann schuf er im Innern seiner Staaten Einrichtungen, die seine Nachfolger verhindern mußten, in den Fehler seines Vaters zu fallen. Er hätte, wie jener spartanische König, den man anklagte, die Hände seiner Nachfolger gebunden zu haben, antworten können: „Die Grenzen der Macht sind ihre Sicherheit!“ — S. 14.

„Reden Sie nicht so laut, liebster Baron von X., man könnte Sie hören. Bedenken Sie, daß Sie nicht in Berlin sind, sondern in Paris, wo der große Kaiser Napoleon herrscht!“ flüsterte ich meinem Führer zu; und dachte viel darüber nach, wie es zugehe, daß ein Preuße 1808 so hochverrätherische Gedanken in Paris drucken lassen durfte!

Er erzählte mir dann weiter von dem bekannten Manifeste des Herzogs von Braunschweig aus dem Jahre 1798. Er vertheidigte ihn und behauptete, er könne der Verfasser desselben nicht gewesen sein, weil das ganze Manifest seinem Charakter voller Ruhe und Würde entgegen sei. Dann sprach er von der unglücklichen Schlacht von Jena und Auerstädt. Sie ist bekannt. Aber weniger bekannt ist vielleicht — wenigstens war es mir — daß auch schon hier Blücher seinen Titel: Marschall Vorwärts! verdiente. Die Franzosen, von einem Nebel gedeckt, überraschten das preussische Heer. Der Herzog von Braunschweig schlug vor, es in Schlachordnung zu stellen und abzuwarten, bis man den Feind übersehen könne. Der General-Lientenant v. Blücher und der Marschall v. Möllendorf waren bei dem Könige. Der erstere behauptete, daß der Herzog nur einem Haufen Jäger begegnet sein könne, und daß er sich anheischig mache, sie auf der Stelle heimzuschicken. Möllendorf wiederholte, was bei einer ähnlichen Gelegenheit Winterfeld

Friedrich II. gesagt hatte: „Meiner Ansicht nach sind die Eier um so besser, je frischer sie sind.“ Der König selbst schlug mit Ungeduld an seinen Degen. — S. 25. — Und so begann die Schlacht, die so unheilvoll endete. Vorwärts! ist ein Zauberwort, das die überirdischen Mächte nur denen leihen, die auch in anderer Beziehung ihre Freunde sind. Der Fehler Blücher's im Jahre 1806 war 1813 das Losungswort aller Siege. Die Zeiten ändern sich und die Menschen mit ihnen. Blücher freilich war derselbe geblieben, aber Alles um ihn anders geworden. Bonaparte würde zehn Jahre vor der Revolution eben so zu früh gekommen sein, als Blücher acht Jahre vor der Schlacht bei Leipzig zu früh kam, und Napoleon hatte sich zehn Jahre später eben so verspätet, wie Blücher zehn Jahre nach der Schlacht bei Leipzig in Preußen ein Vorwurf gegen alles Bestehende war.

Mein Führer begleitete mich dann zum Grabe des edeln Herzogs, zeigte mir, wie er hier in Ottensee neben dem Dichter des Messias liege, neben Klopstock, dessen vaterländische Wünsche stets der Freiheit und der Einheit Germaniens gelten, die der Herzog thatsächlich herzustellen sich verlorne Mühe gegeben hatte.

Wunderbar: „Freiheit und Einheit Germaniens?“ Schon 1808? Gedruckt in Paris? das reime Einer. Das war der Same, der damals in Preußen durch den Sturmwind der Eroberung von einzelnen männlichen Bäumen abgeschüttelt, weiter getragen wurde, und erst wieder einzelne Bäume und zuletzt den ganzen Wald befruchtete.

3.

„Dort sitzt der Prinz Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, Generalleutnant der Infanterie; rechts neben ihm der Prinz Louis Ferdinand von Preußen.“ — Mein Führer mußte von ihnen eine Menge Anekdoten, oft ganz pikanter Art; aber sie hatten meist Etwas von dem Gifte der alten Jungfern oder alten Junggesellen, die den Kaffee nicht mehr verdauen können, ohne ein wenig Verleumdung in ihre Galle zu gießen.

Dort in der Fensternische stehen der Generalleutnant von Geusau, Chef des Generalstabes; und neben ihm der Generaladjutant von Kleist. — Weiter unten sitzt der Großmarschall von Mollendorf, Gouverneur von Berlin. Auf den war mein Führer sehr böse zu sprechen. Er klagte ihn vor Allem an, daß er achtzig Jahre alt sei. Das ist nun freilich kein Hochverbrechen; aber es ist doch etwas Wahres an der Sache. Die französischen Heere waren sämtlich von jungen Leuten geführt. Und so schloß man ziemlich allgemein, daß junge Leute vor allem zu commandirenden Ge-

nerälen gut seien. Der junge, tapferere, kriegsgewandte Erzherzog Karl, der vielleicht alle Generale seiner Zeit überragte, beweist, daß noch etwas anderes dazu gehört; und der graue Blücher bewies acht Jahre später, daß die jungen Leute nicht unerlässlich sind. Was aber unerlässlich, ist ein Heer, das weiß, wofür es kämpft; das siegen will, koste es, was es möge; und ein Führer, der diesem Heere Vertrauen einzulösen im Stande ist. Die Schlacht bei Ligny gleicht der Schlacht bei Jena, wie ein Bruder dem andern; nur mit dem Unterschied, daß 1815 das ganze preussische Heer wußte, was es wollte, und deswegen nach der Schlacht so enge zusammenhielt, wie vor ihr. Bei gleicher, vollkommen gleicher Stimmung zweier Heere civilisirter Nationen gibt die Kunst den Ausschlag; aber wo die Heere nicht gleich gestimmt sind, wird stets dasjenige siegen, in dem der Geist herrscht, der aus jedem Kämpfer einen Mann und aus allen zusammen ein Heer macht, — persönlicher Muth und Gesamtwollen, durch Freiheits-, Vaterlandsliebe oder religiösen Enthusiasmus gehoben: die Civilisation, gegenüber der Barbarei, hat stets den Vorzug, zu schaaren, wo diese anflößt, eine Gesamtheit zu bilden, wo diese nur Einzelbestrebungen, selbst von Tausend und Hunderttausenden kennt. —

Mein Führer aber ließ sich's nicht ausreden, daß der tapfere Marschall zu alt gewesen sei. Er sagte weiter: „Es gab einen Augenblick, wo das Geschick Europa's in seinen Händen lag. Das war im Jahre 1794, als die Franzosen, nachdem sie die Engländer, Oesterreicher und Holländer aus den Niederlanden vertrieben hatten, Holland bedrohten. Man warnte ihn damals, daß die Eroberung dieses Landes von der höchsten Bedeutung für die Fortsetzung des Continentalkrieges sei. Aber Alles, was man Politik nennt, war ihm so fremd, daß er dies nicht fühlte, und so um den Ruhm kam, das Geschick Europa's entschieden zu haben. Er war übrigens des Krieges müde; „der Adjutant, in den er sein größtes Vertrauen setzte, hatte mit gewissen Berliner Juden Verträge abgeschlossen, die keine rasche Expedition nach Holland erlaubten.“ — S. 82. — Mein Führer setzte hinzu: „Wenn man bedenkt, wie die Eroberung von Holland den Convent befestigte, so ist es merkwürdig genug, daß grade die gedankenlose Politik eines preussischen Marschalls edeler Race, und die Habgier einiger Berliner Juden die Revolution der gesellschaftlichen Ordnung vorbereiten helfen, in Folge der es — — nächstens weder Adelige, noch Juden mehr geben wird!“ — „Nächstens?“ frug ich. „Bientôt“ — wiederholte mein Führer. „Gott gebe seinen Segen dazu.“ — Aber seit der Zeit sind vierzig Jahre verflossen, und wir sagen noch immer: „Nächstens!“

4.

Sehen Sie sich den Herrn dort an, mit offenem Blicke, festem und doch mildem Auge, — jetzt streicht er sich den langen Schnurrbart — das ist der Generallieutenant von Röchel. Ein tapferer Degen. „Bei Kreuznach zerriß eine Kugel die Zügel in seiner Hand und er war in Gefahr, gefangen genommen zu werden. In dem Treffen bei Kaiserslautern war er es, der das Centrum der Franzosen angriff. In dem bei Martinshöhe führte er, den Stock anstatt des Degens in der Hand, zwei Schwadronen Prinz Louis-Drägoner gegen den Feind. Von da an hatte er den glänzendsten Ruf.“ — „Und gewiß mit Recht;“ setzte ich hinzu. Mein Führer aber zischelte und wackelte weiter: „Das Beispiel des Generals war sehr nachtheilig, denn er bestätigte die Gemüther in dem alten Vorurtheile, daß die Tapferkeit die erste Eigenschaft eines neuen Offiziers sei.“ — „Oh! Herr Baron von K., was Sie für ein fortgeschrittener Mann sind! Das Vorurtheil — der Tapferkeit — für Offiziere?“ Mein namenloser Führer gehörte sicher damals zu den neugebackensten Röcheln der Welt. Wir alten Leute denken, die Tapferkeit ist die unerläßlichste Tugend jedes Soldaten vom ersten bis zum letzten; sie genügt nicht grade bei den ersten, aber fehlt sie auch nur bei diesen, so ist Alles verloren, und besitzt das ganze Heer sie, so ist eine verlorene Schlacht nur verlorene Zeit, nicht aber eine verlorene Sache.

Aber unser Führer stand damals in Preußen dem Extrem gegenüber, und gerieth wahrscheinlich so selbst in's Extrem. Den Preußen fehlte 1806 der höhere Aufschwung, der Blitzfunke der Begeisterung für eine hohe Sache. Und deswegen hatte selbst die Tapferkeit, die kräftig auftrat, etwas Verlegendes. Tapferkeit ist überhaupt eine dienende Tugend, die von ihrem Herrn veredelt oder in den Koth hinabgezogen wird. Die Henkersgesellen, die in den heißesten Julitagen die Hunde einfangen, — sind vielleicht tapferer, als die tapfersten Helden der heißesten Schlachttage. Straßenräuber, Stiersechter, Miethlinge, Corsaren — sind oft alle gleich tapfer. Aber zu einer edeln Tugend wird die Tapferkeit nur im Dienste einer edeln Sache; und wo ihr diese fehlt, tritt nur ihre nervenstarke Thiernatur hervor. Der Mensch, der tapfer ist, im Dienste eines gemeinen Bedürfnisses, steht nicht höher wie der hungernde Wolf, der von seinem Magen getrieben, den Menschen angreift.

Die Tapferkeit in Preußen hatte damals etwas von der rein brutalen Natur, weil der höhere Grundsatz, der allein sie zu einer Göttertugend macht, fehlte. Daher erklärt es sich leicht, daß junge Leute, wie mein

Führer, angesteckt vom Geiste der Zeit — von dieser Pest, brrrrr! — in den entgegengesetzten Fehler fielen und die Tapferkeit mit Hochverachtung von sich wiesen.

Der General v. Röchel aber war ein Typus der tapfern Leute jener Zeit. Mein Führer erzählte weiter: „In einer Unterhaltung, die der General mit dem Oberst v. Massenbach hatte und die über den Kaiser Napoleon handelte, sprach Massenbach, der frei von Vorurtheilen war, mit Bewunderung von dem Genie des Kaisers der Franzosen. Röchel, der ihm Anfangs schweigend zugehört hatte, verlor am Ende die Geduld. Und, ohne daran zu denken, wie lächerlich er einem verständigen Manne erscheinen müsse, unterbrach er ihn und sagte: „Gehen Sie, mein Freund! sie denken nicht daran. Ich war bereits Generalmajor und Ritter des rothen Adlerordens, als Napoleon erst Artillerielieutenant war.“ — S. 101.

Der Herr General von Röchel war sicher nicht der einzige, der es damals mit Napoleon ohne Umstände in Preußen aufgenommen hätte, wenn man ihn losgelassen. Das aber verhinderte nicht, daß selbst die wildesten Bramarbasse wieder oft die gutmüthigsten Menschen von der Welt waren. „Seine Aufgeblasenheit machte, daß der General von Röchel oft verlegte. Aber sobald man ihm auf eine anständige Weise zeigte, daß er Unrecht gehabt, wurde er oft so weich, daß ihm die Thränen in die Augen traten. Deswegen finden ihn dann auch Alle, die ihm näher kommen, nicht nur von Herzen gut, sondern selbst sehr liebenswürdig. Man muß noch bedenken, daß in seinen Augen die Freigebigkeit eine der ersten Eigenschaften eines tapfern Mannes, und daß er somit freigebig ist, so weit er immer kann.“ — S. 102.

Der tapfere General war blickwild, als der Wiener Friede ihm die Aussicht auf einen Feldzug, in dem er Napoleon den Kehraus zu machen hoffte, verschloß. „Er kam mit seinen Adjutanten in den königlichen Pallast und frug ganz pazig: Wo ist der König? Der General von Köckeritz ging ihm mit seiner gewohnten Freundlichkeit entgegen, und sagte ihm: Herr Bruder, was gibts denn? Röchel antwortete in noch höherem Tone: Wo ist der König? Ich muß ihn sprechen. Was liegt mir an der Bruderschaft, wenn sich's um das Heil des Staates handelt! Der König, der sich in einem anstoßenden Zimmer befand, und durch den Lärm, den der General machte, herbeigezogen wurde, trat in den Vorsaal, und Röchel, als er den König sah, redete ihn mit Pathos an: „Ich komme, um Ew. Majestät den Schmerz des Heeres in Bezug auf die fehlgeschlagene Hoffnung des Feldzuges auszudrücken.“ Der König, der sich durch diese Unverschämtheit tief verletzt fühlte,

frug ihn: „Seit wann befaßt sich das Heer damit, an den Beschlüssen des Cabinets zu mäkeln?“ und entfernte sich, nachdem er ihn zurecht gesetzt hatte. — S. 109. — Der General Köderitz bot Alles auf, um den Zorn des Königs zu beschwichtigen, was ihm auch halbwegs gelang.

In der Schlacht bei Jena aber kam der tapfere General mit seinem Armee-corps zwei Stunden zu spät. Und mein Führer ließ durchschimmern, daß dies nicht ohne Absicht und aus Eifersucht gegen den Prinzen Hohenlohe geschehen sei. Aber es war dies wahrscheinlich nicht nöthig. Es fehlte damals an einem festen Willen in Preußen, und daher kam es, daß der Herr von Müchel sich selbst gegen den König barsch benehmen, und um so mehr seinen Obergeneral bekritteln konnte.

Eine der lustigsten und charakteristischsten Anekdoten jener Zeit war aber folgende. Der General Müchel wurde nach der Schlacht bei Jena gefangen, aber bald wieder frei gegeben, und war dann Commandant in Königsberg. Hier wurde der französische General Victor als Gefangener festgehalten, und nicht zum besten behandelt. In Folge dessen ließ Napoleon im *Moniteur* eine Note einrücken, in der er den tapfern General einen „fanfaron inepte et ingrat“ nannte. Kaum war der *Moniteur* in Berlin angekommen, als Herr Ernst von Ernsthausen, der jüngere Bruder des Generals von Müchel, einen offenen Fehdebrief an die Berliner Zeitungen schickte, in dem er den Verfasser der Note im *Moniteur* einen „infamen Verleumder“ nannte, und zum Duell herausforderte. Die Zeitungen wurden von der französischen Regierung unterdrückt, und Napoleon hatte nicht Courage genug — sich mit Herrn Ernst von Ernsthausen auf krumme Säbel, ohne Hut und Binden, zwölf Gänge, oder bis ein commentmäßiger Anschuß herausgekommen, zu schlagen! — Von da an hatte Herr Ernst von Ernsthausen überall den breiten Stein und das große Wort. Und von Rechtswegen!

5.

„Ich habe Ihnen schon von dem General von Blücher gesprochen“ — fuhr mein Führer fort. „Sie wissen, wie er sich bei Jena geirrt hat. Und von diesem Manne sagte Herr von Archenholz in seiner *Minerva* („Gedanken am Grabe Preußens“) daß er „der einzige General, in dem die alte Tapferkeit der preussischen Armee aufrecht geblieben sei. Aber so ein Zeitungschreiber denkt gleich, er sei ein Prophet!“

„Ich will Ihnen beweisen, daß der Herr von Archenholz eine zu gute Meinung von Blücher hat. Er ist eigentlich gar kein General. — Seine Angriffe macht er stets auf dieselbe Weise, auf den Feind mit Ungestüm

loszustürzen; sich rasch zurückziehen, wenn er ihn nicht brechen kann; die Seinigen wider sammeln, jede Bewegung des Feindes beobachten, von dem kleinsten Fehler Nutzen ziehen, um von Neuem auf ihn mit Blitzesungestüm herabzustürzen, ihn über den Haufen zu werfen, so viel als möglich Gefangene machen, und wieder zurückkehren. — Das ist die ganze Kriegskunst, die er kennt.“ — S. 102*).

Mein lieber Herr Baron von X. — diese Kriegskunst ist doch vielleicht nicht so ganz und gar zu verachten. Im Großen handeln die großen Generale, und besonders die Franzosen nicht anders. — „En avant! mes enfants, — Vorwärts! Vorwärts! Kinder! dort ist der Feind!“ Mein Herr, das ist das ganze Siegesgeheimniß! wenn auch nicht die ganze Kriegskunst.

Ich sehe schon, auch Sie haben eine zu gute Meinung von Blücher. Ich kann es Ihnen nicht verdenken, denn es gibt Viele, die ihn mit Zietzen vergleichen. Ich aber kenne das besser: „Zietzen war zu seiner Zeit ein Virtuose in der Kriegskunst; aber Alles, was die Nachwelt von Blücher sagen wird, wird sein, daß er ein guter Divisionsgeneral gewesen.“

„Warten wir ein wenig, Herr Baron v. X., bis die Nachwelt kommt.“

„Blücher hat sich auf seinem Rückzuge so tapfer als möglich gehalten. — Aber in Lübeck erklärte er, daß er sich bis zum letzten Athemzuge vertheidigen werde, und deswegen hätte er, mit der Hingebung eines Leonidas seinen Entschluß durchführen sollen.“

Sie vergessen, daß Leonidas den Persern am Eingange in Griechenland gegenüberstand, während Blücher mit seinen Tapfern sich kämpfend und aufrecht von Jena bis Lübeck zurückgezogen hatte, und so am Ende Deutschlands angekommen war. Sein Opfer hätte Deutschland nicht mehr retten können, sein Rückzug selbst hatte die Ehre des preussischen Heeres so weit möglich wieder hergestellt. Hätte er sich in Lübeck niederhauen lassen, — nun dann wäre das Urtheil der Nachwelt über ihn so ausgefallen, wie Sie glauben, nur mit dem Zusätze: „Ein Mann — dessen Blut mit jedem Tropfen einen Helden in Deutschland zeugte!“

*) Man vergesse nicht, daß dies 1808 geschrieben wurde. Es ist auffallend genug, daß der Critiker Alles dessen, was damals in Preußen geschah, sich den Kopf zerbricht, was die Nachwelt von Blücher denken werde. Diese unwillkürliche Berufung auf die Nachwelt ist eine Bürgschaft, daß die Mitwelt schon damals ahndete, was in dem Marschall Vorwärts steckte. Noch auffallender ist, daß wir schon hier dem Aussprüche Napoleons begegnen, der Blücher nur als Husarenmajor gelten lassen wollte.

D. G.

„Was ich gesagt habe über den General Blücher, genügt, wie mir scheint, um zu beweisen, daß er große Talente für den kleinen Krieg hat; die ihm einen bleibenden Ruhm hätten sichern können, wenn er ein Paar Jahrhunderte früher gelebt hätte*). Aber in unserm Jahrhunderte, in dem die Kriegskunst zu einer so hohen Vollkommenheit gebracht wurde, konnten dieselben nur von untergeordnetem Verdienste sein.“

„Sie müssen das besser wissen, Herr Baron, als unser Eins; sie haben sich in Paris belehrt, und somit ist kein Zweifel, daß die Nachwelt Ihr Urtheil bestätigen wird. Es wäre aber doch wunderbar, wenn der General Blücher trotz der geringern „Kriegskunst“ mit seinem einfachen: Vorwärts Kinder! noch einmal zu etwas „Nachruhm“ kommen sollte. Wer weiß --- man kann für Nichts bürgen in dieser Welt. Sie ist rund.“

6.

Herr General Kalkreuth — Herr Geheimer Staatsrath von Nirendheim. „So so — noch so jung und schon Geheimrath. So, So??“ — „Herr General von Phuel!“ — „Herr Jacob von Nirendheim?“ — „Enchanté — —.“ „Ich hatte schon einmal die Ehre, Ew. Excellenz zu sehen, Sie erinnern sich wahrscheinlich noch, wie wir miteinander den Rhein durchschwommen haben, in leinenen Hosen und Jacken.“ — „Parfaitement, je pense bien!“ —

„Sehen Sie dort den Herrn mit geistreichem Blicke und ernstern Zügen? Das ist der Colonel Massenbach, Generallieutenant des Generalstabs. Der hätte Preußen retten können!“ — „So? und wie?“

„v. Massenbach wollte den Generalstab von Grund auf reformiren, und hatte überdies einen neuen Plan eines allgemeinen Vertheidigungssystems des Landes. Er schlug zu dem Ende die Befestigung mehrerer Städte vor, indem er von dem Grundsätze ausging, daß Preußen sich fester an Frankreich anschließen, und sich so als dann gegen die Horden des Nordens, die den Süden bedrohen, aufstemmen muß. Er wollte hiernach, daß man Militärcommunicationen zwischen der Weichsel und der Oder und zwischen der Oder und der Elbe herstelle.“ — S. 154. — „Man war nicht gerecht gegen so lobenswerthe Absichten. Der König,

*) Diese wiederholte Ahndung eines bleibenden Ruhms für Blücher ist so auffallend als möglich. Der Verfasser unseres Schriftchens war ein Franzosenfreund, er schrieb unter ihrem Einflusse, und es ist sehr wahrscheinlich, daß französische Tapferkeit und Kriegsinstinct die Bedeutung Blücher's schon damals erkannte und würdigte.

und insbesondere der Herzog von Braunschweig, fühlten sich verlezt durch die Reue, mit der er ihnen das bevorstehende Geschick Preußens vorherverkündigte. Die Unnade, in die er beim Könige verfiel, war nur vorübergehend; aber er verlor für immer die Gunst des Herzogs, der nicht ahndete, daß diese Feindschaft eines Tages Preußen so theuer zu stehen kommen werde.“ — S. 155.

Dieser Tag kam sehr bald heran. Es kam zum Kriege zwischen Preußen und Frankreich, und Massenbach blieb an der Spitze des Generalstabes. „Nachdem er das politische System (einer Allianz mit Frankreich gegen England und Rußland), dem er bis jetzt gehuldigt hatte, abgeschworen, war sein einziger Wunsch, daß der Krieg so rasch als möglich begonnen werden solle. Ueberdies war er der Ansicht, daß man, ohne die Hilfe Englands, Schwedens und Rußlands abzuwarten, Frankreich angreifen und ganz Deutschland gegen dasselbe zum Aufstande bringen müsse. Eine Ansicht, die gerechtfertigt scheint, wenn man die Stimmung bedenkt, die damals in ganz Süddeutschland gegen Napoleon herrschte.“

„Er fühlte, von welcher Bedeutung es sei, den besten Gebrauch von der Zeit zu machen, die Preußen zum selbstständigen Handeln bliebe. Er sagte den Commandirenden, nach dem Uebergange der Elbe, daß der Krieg erklärt, und daß ohne kräftige und rasche Maßregeln Preußens Untergang unausbleiblich sein werde. Dies System aber paßte nicht zu dem Charakter des Herzogs von Braunschweig. Massenbach gab sich vergebens alle Mühe, um einen Greis von 73 Jahren mit seinen Ansichten zu durchdringen. Man war rath- und thatlos, und nachdem man zuerst das Terrain zwischen der Elbe und Saale verlassen hatte, öffnete man zuletzt dem Feinde den Weg, der vom Main zur Elbe führt.“ — S. 162, 163.

„Es ist aber bekannt, wie Herr v. Massenbach den Degen abgab, sobald er ihm abverlangt wurde, wie er einer der thätigsten bei der Uebergabe des hohenloheschen Corps in Prenzlau war“ — antwortete ich zweifelnd und kopfschüttelnd meinem Führer.

Dieser fuhr heftig fort: „Im Laufe des vorigen Jahres erdreistete sich ein deutscher Prinz den Bruder Massenbach's zu fragen: „ob der treue Rathgeber des Fürsten Hohenlohe mit den Napoleon'sdor zufrieden sei, die er erhalten habe, um das Heer zu verrathen.“ — Fragen wir unserer Seits einfach: „das Publikum ist also blind genug, um nicht zu begreifen, daß selbst ohne Beihülfe des Goldes eine französische Armee stets nothwendig eine preußische Armee schlagen wird!“ — S. 170.

„Herr, Sie selbst sind ein bezahlter Spion.“ — — — Doch nein; so

dachten damals Deutsche; es ist eine Schmach, — — und selbst die spätern Ereignisse haben sie nicht ganz verwischt. —

„Ihr Massenbach hat mit seinen schönen Plänen der preussischen Monarchie und Deutschland damals sicher mehr geschadet, als selbst die Rath- und Thatlosigkeit der grauen Zopfhelden. Das Geschick, das über Preußen kam, war wohlverdient und auch unausbleiblich, aber das soll uns nicht verhindern daran zu lernen. Und die erste Lehre ist die, uns vor solchen Massenbach's zu hüten. Preußen hätte 1806 eine andere Rolle spielen können; aber am allerwenigsten die, die Massenbach ihm zugedacht hatte. Nachdem die Franzosen einmal in Deutschland eingedrungen waren, Provinzen von Deutschland abgerissen hatten, war eine Allianz zwischen einem deutschen Staate und Frankreich nicht mehr ohne Hochverrath an Deutschland möglich. Ueberdies war die Politik Frankreichs zu klar angedeutet. Es war ein eroberndes Land geworden, und Preußen würde dem Geschicke Spaniens nicht entgangen sein, wenn es sich auch noch so enge an Frankreich angegeschlossen hätte. Sein größtes Unglück aber war, daß damals die Jugend in Mehrzahl so dachte wie Massenbach, und gerade deswegen entfiel ihr das Schwert beim ersten Fehlschlagen. Die Alten, die Zöpfe hatten Recht in ihrem Vaterlandsgefühl, in ihrer Abneigung gegen Frankreich; die Jungen hatten Recht in ihrer Verachtung gegen das Zopfreiment. Aber Beide hatten Unrecht, Einer den Andern dem Feinde in die Hände zu liefern. Ein Bündniß zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Preußen und Frankreich würde gewiß die schönsten Früchte tragen können und tragen, vorausgesetzt, daß Frankreich Preußen als ebenbürtig ansieht, und Preußen sich nicht wie Ihr Massenbach aus Todesangst vor dem großen Napoleon in der großen Nation, hinter die Franzosen verkriechen wollte, um die Brosamen aufzusammeln, die diese bei ihrem Feste an der Tafel Europa's unter den Tisch werfen. Damals wäre eine Allianz zwischen Preußen und Frankreich eine Zoperei und zugleich ein Verrath an Deutschland gewesen. Heute ist sie schon eher möglich — und zwar einzig und allein, weil es in ganz Preußen nachgerade keinen einzigen Lumpen mehr gibt, der wie Sie, geehrter Namenloser, glaubt, daß ein französisches Heer nothwendig stets ein preussisches bestiegen wird. Die Preußen sind schon heute halbwegs reif zu einem Bündnisse mit Frankreich; vielleicht die Franzosen noch nicht, weil sie noch nicht ganz vergessen haben, daß einst Deutsche und Preußen ihnen offen zu sagen wagten: *Une armée française doit toujours nécessairement battre une armée prussienne.*“

Eine Allianz zwischen Deutschland und Frankreich würde goldene Früchte tragen. Sie, mein Herr, und Ihres Gleichen sind Schuld, daß sie viel-

leicht nicht eher stattfinden kann, bis die Preußen und Deutschen noch einmal den Franzosen beweisen, daß Einer des Andern werth ist, nicht mehr und nicht weniger.

Diese Abndung einer Allianz zwischen Frankreich und Preußen lähmte schon 1806 die tüchtigsten Söhne Preußens; sie war mit Ursache, daß die Alten nicht wußten, was thun, ob angreifen oder zusehen, und daß die Jugend ohnmächtig zurückwich. Die Zeit wird wohl kommen, wo die Abndung in Erfüllung gehen wird, aber nur dann, wenn Preußen und ganz Deutschland die Franzosen daran gewöhnt hat, nie zu vergessen, daß, sobald hier eine gemeinschaftliche Jagd möglich ist, Löwe und Löwe zusammengehen.

Leben Sie wohl, Herr v. K.

II.

I.

Ich hatte meinem Führer den Rücken gekehrt und ging blitzwild weg. Er kam mir ruhig nach, klopfte mir auf die Schulter und sagte: „Sie mögen Recht haben, ich selbst denke heute anders! — Wollen Sie nicht auch die Herren von der Feder kennen lernen?“ —

Es ist schwer lange böse zu bleiben, wenn unser Gegner, geduldig wie ein Buch, unsere wildesten Beleidigungen hinnimmt, ohne seinen Ton zu ändern. Ich ließ mich bereden und kehrte um, und wir gingen dann zusammen in den Nebensaal, wo die hohen Herren der Civilregierung saßen.

„Der Herr Cabinetsrath Beyme!“ — Es freut mich sehr — —

„Der Herr Cabinetsrath Lombart!“ — Ergebenster Diener — — —

Die innere Verwaltung und die äußern Angelegenheiten Preußens liegen in der Hand dieser beiden roturiere, die, trotz ihres bescheidenen Titels: Cabinetsräthe in Wahrheit die ersten Minister sind.“ — S. 179. — Die Minister waren nur Strohmannen und haßten deswegen die beiden unverantwortlichen Handhaber ihrer Stellen von Herzen. Herr Lombart hat sich stets alle Mühe gegeben, sich durch — französische Gedichte auszuzeichnen.“ — S. 189. — „Zur Strafe dafür wurde er beauftragt, seinen Geist auf die Folter zu spannen, um von allen Seiten die Phrasen zu sammeln, aus denen er das famose Manifest des Herzogs von Braunschweig zusammensetzte.“ — S. 191.

„Die Ironie des Geschickes ist groß und der Reiz nicht schlecht, wenn auch nur zufällig, denn zwischen jenen französischen Gedichten und dem Manifeste lag eine Verwickelung, die ich überhört hatte, weil ich an etwas anderes dachte. Ich sah nämlich einen Mann, der mich durch sein Neußeres

und seine langen Beine an meinen Freund Dingelstedt erinnerte. „Ist das der Hofs poet?“ frug ich. „Bei Leibe nicht, sondern der Graf Schulenburg-Rehnert. — Minister dreier Könige, ein Mann, der sich zu schicken weiß, zischelte eine böse Zunge. Eine seiner Hauptgrundsätze war — keine Grundsätze zu haben, die nicht in das alte, ausgefahrene Gleis hineinpasteten. Er hatte eine Antwort, die ihm überall half: „Das sind schöne Träume, aber für das Leben ohne Nutzen; diese Welt ist eine Welt der Thaten und nicht der Ideen; man muß sich nach den Umständen zu schmiegen wissen, wenn man sich durchschlagen will.“ — S. 194.

„Solche Leute sind auch noch heute ganz brauchbar.“ — „Ich habe nichts dagegen. Aber das führt zur Routinenherrschaft, zur Bureaokratie!“ — „Bureaokratie?“ frug ich erstaunt. „Schon 1808 klagten sie darüber in Preußen?“ — „Ein Mann, der viele andere Ereignisse vorhergesehen hat, sagte mir schon vor vier Jahren, 1804 nämlich: diese Bureaokratie wird noch ein paar Jahre bestehen, und wenn sie dann zusammenbricht, entweder durch einen Anstoß von Außen oder durch ihre eigene Schwäche, dann wird man Mühe genug haben, einen Mann zu finden, der eine neue Maschine aufstellt.“ — S. 197.

Hiermit verhält es sich gerade so, wie mit dem „Nächstens“ in Bezug auf das Verschwinden des Adels und der Juden. Addiren wir: Adel, Juden und Bureaokratie zusammen, sie machen eine Drei, und Drei in Eins. Hoffen wir, daß Ihr Mann sich nur um ein paar Jahrzehend geirrt und daß Nächstens dennoch geschehe, was er so lange vorher gesehen hat.

2.

„Der Graf Schulenburg beging zwei unverzeihliche Fehler bei Gelegenheit der letzten Theilung Polens, die die allernachtheiligsten Folgen für Preußen hatten. Vorerst machte er in Bezug auf diesen Gegenstand dem Grafen Mlopäns, russischem Botschafter in Berlin, vorzeitige Eröffnungen, die dem Petersburger Cabinet das Recht gaben, alles Gehässige dieses Schrittes auf Preußen zu werfen, wie dies wirklich in dem Manifeste Rußlands geschah. Zweitens zerstörte der Minister v. Schulenburg durch diese Theilung das administrative System, das bis jetzt für die inneren Angelegenheiten des Staats bestanden hatte. Das für einen geringen Preis in Polen gekaufte Korn füllte die Vorrathsspeicher Friedrich's II., der sie in Zeiten der Noth öffnete, um den Preis der unerläßlichsten Bedürfnisse herabgehen zu machen. Allein, sobald die polnischen Provinzen mit Preußen

vereinigt waren, und nachdem in Folge dessen der Preis des Kornes überall derselbe war, sah man die Borrathsspeicher, die unter Friedrich II. den Nerv der Monarchie bildeten, verschwinden. — Die Theuerung drückte die Industrie des Landes und vernichtete die Fabriken der Städte; das Heer hatte keine gesicherte Grundlage mehr; eine Masse Beamten erhielt in gewisser Beziehung den Auftrag, sich bestechen zu lassen, und so fand Preußen nur noch in seinen Handelsverbindungen mit England eine schwache Stütze.“ — S. 202, 204.

Es ist wunderbar. Auch das wiederholt sich halbwegs nach 70 Jahren noch einmal. Den ersten Fehler des Grafen v. Schulenburg haben freilich die Minister Preußens von 1846 zu vermeiden gewußt; diesmal überließ man Rußland selbst die Initiative. Aber der preussische Handel in ganz Schlesien erhielt den Gnadenstoß durch die Krakauer Ereignisse und ihre Folgen. Wollen sehen, welche Frucht aus diesem Saamen hervorgehen wird. Aber man ahndet aus dem Obigen, von welcher Bedeutung die Theilung Polens in den Ereignissen von 1806 war.

3.

Mein Führer wußte noch allerlei Scandalgeschichten von dem edlen Grafen v. Schulenburg. Auch Actienspeculationen, wie etwa heute in Frankreich, scheinen damals in Preußen an der Tagesordnung gewesen zu sein. Es ist nicht nöthig davon zu sprechen, denn das Beispiel könnte wirken, die Versuchung ist ohnedies groß genug. —

— „Die beiden Herren dort neben dem Kamin sind der Herr Cabinetsminister, Graf v. Haugwitz und der Geheimrath Ephraim.“ Im October 1805 wurde der 2c. Graf nach Paris geschickt, um Napoleon Friedensvorschläge zu überbringen. Der Kaiser gab ihm erst nach der Schlacht von Austerlitz eine Audienz. Bei der Nachricht über diese Schlacht, deren Ausgang seiner Sendung gewiß nichts weniger als vortheilhaft war, rief er in Gegenwart des Minister Talleyrand: „Gott sei Dank, wir haben gesiegt.“ — S. 232.

„Assez! sprechen Sie mir von dieser Art Gesindel nicht mehr. Gehen wir weiter.“ — „Einen Augenblick — wollen Sie nicht wissen, wer der Geheimrath Ephraim ist?“

„Der Jude Ephraim erhielt seinen Titel unter der Herrschaft Friedrich Wilhelm II. für unbekannte Dienste in Holland. Man sagt, daß er zweimal bankbrüchig geworden; wie dem aber auch sei, die Regierung nahm daran keinen Anstoß. Der Herzog von Braunschweig bediente sich dieses

Ephraim, um allerlei Geheimnisse zu erfahren; er veranlaßte selbst Friedrich Wilhelm III. ihm 1000 Ducaten zu geben, für die guten und loyalen Dienste, die er 1805 geleistet hatte. Wohin man in Berlin geht, überall trifft man den Geheimrath Ephraim, man nennt ihn den diplomatischen Ausläufer, denn er geht stets von einem Gesandtschaftshôtel zum andern. Stets horchend, um seine Berichte machen zu können, versichert er, daß er seine Neuigkeiten aus den besten Quellen schöpfe, und thut oft selbst ganz geheimnißvoll. Mit einem Worte, er ist ein gehaltloser und ekelhafter Schwäger, und hat dabei ein so abstoßendes Wesen, daß ich nicht begreife, wie ein Mann von Geist und Geschmack, der sich selbst achtet, auch nur eine Viertelstunde die Gegenwart eines so unausstehlichen Wesens ertragen kann. Ich habe ihn deswegen nicht weniger bei fast allen Ministern Preußens getroffen — mit Ausnahme des Minister Stein.“ — S. 235.

„Stein! — Wo ist der? — Also Stein schloß seine Thüre diesem Geschmeiß! Ist Stein noch da!“ —

„Einen Augenblick Geduld,“ fuhr mein Führer ruhig fort. „Ephraim war täglich beim Grafen Haugwitz und sie waren die besten Freunde. Sympathie der Seelen. Als man gegen Ende August und Anfang September 1806 nicht mehr zweifeln konnte, daß Preußen entschlossen sei, Frankreich den Krieg zu erklären, ging Ephraim zu Haugwitz, um sich hierüber Aufklärung geben zu lassen und diese dem französischen Gesandten zu überbringen. Ephraim selbst hat diese Unterhaltung drucken lassen und in ihr ist folgendes Gespräch:

Ephraim: „Aber was wird das Publikum sagen, wenn es hört, das Ew. Excellenz gegenwärtig den Krieg gegen Frankreich will, während Sie ihn nicht wollten im vorigen Jahre, wo die Verhältnisse viel vortheilhafter waren?“

Haugwitz: „Ich seh... auf das Publikum.“

Ephr.: „So wird also das Publikum wenigstens erfahren, welchen Besuch die Sch... eines Ministers hat.“ — S. 236.

„Am Ende merkte man, was hinter dem Manne war. Er wurde verhaftet, aber so ein schmutziger Mal ist schwer zu halten.“ — „Lebt der Mann noch?“ frug ich. — „Leute der Art sind unsterblich, sie ändern nur den Namen. Herr Ephraim lebt jetzt in Paris als Doctor.... Doch wozu sein Incognito denen verrathen, die ihn nicht kennen. Sapienti sat.“

4.

„Dort steht noch ein ganzes Häuflein — Minister.“ — „Diable!“ — „Vor dem letzten Kriege war Preußen wahrscheinlich der Staat, der in der

ganzen Welt die meisten Minister hatte; denn man zählte deren bis zu sechs zeh'n, und alle waren in Activität. Es gab mehrere Justizminister, obgleich Einer genügen sollte." — „v. Savigny, Mühler, v. Kampff?“ — „Nein, Sie vergessen, daß wir von 1806 sprechen.“ — „Ja so, es ist ja wahr.“ — „Es würde langweilig sein, von jedem Mitgliede dieser „Ministralle“ zu sprechen. Nur ein paar Worte über zwei. Der Baron v. Hardenberg hat im Publikum viele sehr heiße Freunde, die er sicher nur deswegen fand, weil sie den Mann nicht vom Minister zu unterscheiden wissen. In erster Beziehung mag Herr von Hardenberg eben so viel Achtung als Liebe verdienen, in letzterer Beziehung hat er seinen Beruf nicht erfüllt.“ — S. 248.

So? — Sie kennen also seine Bestimmung? — Warten wir noch eine Weile. Uns scheint es heute, daß es viel leichter ist, aus einem Mann einen Minister, als aus einem Minister einen Mann zu machen. Sie als Franzosenfreund sollten daran nicht zweifeln, denn seit 1789 war dort Mannesart fast die einzige, sicher die erste Bedingung, um zu etwas zu kommen.“

„Gibt es noch andere Männer unter dem Ministerhaufen dort?“

„Von allen Ministern Preußens ist Herr von Stein derjenige, von dem man am meisten hofft. Der Herr von Stein*.“ — S. 251.

„Der Herr von Stein“ — sie lächeln, lieber Namenloser! Nur zu — mir gefällt der Name: Ein Herr von Stein!“

„Kaum in's Ministerium eingetreten, hatte er das Verdienst, die Binnenzolllinien aufzuheben.“ — S. 251.

Das ist schon etwas von dem Herrn von Stein!

„Herr von Stein ist nun seit dem letzten October erster Minister. Man setzt die höchsten Hoffnungen in seine so viel gelobte Energie (si vantée), und man hofft von ihm, daß er den Staat retten werde. Ich bin weit entfernt, diese Hoffnungen herabstimmen zu wollen; ich gestehe zu, daß Herr von Stein sehr hohe Eigenschaften hat. Aber ich möchte in aller Bescheidenheit fragen: hat er auch den glatten Boden, auf den ihn sein Amt als erster Minister stellt, gehörig untersucht? Glaubt er, daß er durch sein Genie alle Intriguen seiner eigenen Kaste zu hintertreiben im Stande sein wird? Weiß er — — —?“ — S. 253.

Genug, mein werther Herr. Ich weiß, daß Sie kein „Herr v. Stein“ sind, wie schön sie auch französisch sprechen. Ich weiß, daß unter ähnlichen

*) „Seigneur de Stein“ setzt der Herr Verfasser ironisch hinzu.

Verhältnissen, wie die damaligen Preußens, solche klugen Leute, wie Sie, ganz nahe an Verräther grenzen, ohne es nur zu ahnden. Und deswegen — lassen Sie den „Herrn v. Stein“ machen; er wird ein Haus bauen, wie die feinen Herrn von „Lehm“ keines zu Stande zu bringen berufen sind.

III.

I.

Ich ging, denn wir hatten alle Anwesenden im Saale gemustert. Im Vorzimmer aber waren noch ein halb Duzend Leute, und warteten auf die Erlaubniß einzutreten.

„Das sind Schriftsteller, Gelehrte und dergleichen,“ sagte mein Führer, der wieder neben mir stand. „Kommen Sie an dieses Fenster, ich will Ihnen sagen, wer sie sind. Jenes kleine, dicke, wohlgenährte, stämmige Männchen ist der berühmte Johannes von Müller,“ sagte mein Führer, und sah dabei mit Augen auf ihn, in denen Haß und Meid ziemlich offen hervortrat. — „Wissen Sie, wie Müller 1781 bei der Akademie in Berlin durchfiel? Er reiste nach Berlin, um sich ernennen zu lassen. Gleim, der Minister Herzberg und Friedrich Wilhelm II., damals Kronprinz, unterstützten ihn. Sie riethen ihm, sich durch d'Alembert beim Könige empfehlen zu lassen. Und dieser schrieb auch wirklich an Friedrich II., und legte ein gutes Wort für Müller ein. — Nun was haben Sie denn, mein Freund?“ — „Was ich habe? es juckt mich in allen Fingern — doch fahren Sie ruhig fort, es wird schon vorüber gehen.“ — „Friedrich ließ Müller vor sich kommen, und schrieb dann an d'Alembert: „Der Herr Mayer (er hatte den Namen verwechselt) war hier, ich muß gestehen, ich finde ihn kleinlich; er hat Nachforschungen über die Cimbern und Teutonen gemacht, die mir sehr gleichgültig sind; er hat eine Uebersicht der allgemeinen Geschichte gemacht, in der er mit Gelehrsamkeit wiederholt hat, was Andere besser als er gesagt und geschrieben haben.“ — „Sie sind unwohl! Was fehlt Ihnen?“ — „Nur weiter, mein Freund!“ — „Zum Schlusse schrieb Friedrich II., dem französischen Gelehrten: „Die Deutschen haben das Uebel, das man die Logodiarrhoëa nennt; man würde sie eher verstummen, als ökonomisch in Worten machen.“ — d'Alembert schwieg von da an über Müller und so wurde dieser nicht Akademiker.“ — „Später lebte er in Wien: dort forderte er die Deutschen auf, den Namen Germaniens, die Unabhängigkeit einer großen Monarchie, das Gleichgewicht Europa's gegen Fremde, „prépotence“ zu vertheidigen. Hi, hi!“ — „Was ist denn da zu lachen?“ — „Ich würde auch

vielleicht nicht lachen, wenn er bis zu Ende ausgehalten," antwortete mein Führer. — „Was sollte ich sagen? obgleich ich glaube, und zwar aus Gründen, daß unser Führer keine Spur von Nationalgefühl hat.“ — „Die Art, wie Müller für Deutschland und gegen Frankreich auftrat, machte ihn in Berlin beliebt. Er wurde jetzt dorthin berufen, und gehörte dann hier zu den Franzosenfressern," setzte ich hinzu. „Das ist in Kürze, was ich sagen wollte.“ — „Aber er fraß Niemanden," fuhr mein Führer fort. „Ich fürchte, er hat das mit allen civilisirten Völkerfressern gemein," setzte ich hinzu. — „Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena in Berlin einzog," sagte mein Führer, den Faden seiner Erzählung wieder aufgreifend, „ließ Müller sich eine Audienz bei ihm erbitten. Der General Gulin verschaffte ihm diese Ehre. Augenblicklich unterlag er einer jener Metamorphosen, die den schwachen Menschen so natürlich sind. Die „prépotence" der Franzosen war nicht mehr zu fürchten; die Universalmonarchie war nicht mehr das Grab alles Wohls der Völker; Napoleon, weit entfernt ein Attila zu sein, war der erste aller Helden und das größte Genie, das es je gegeben hatte. In dieser Stimmung schrieb er, im Winter 1809, die vielbesprochene akademische Rede am Geburtstage Friedrich II., in der er bewies, daß ein Held es nicht vollkommen böss mit den Nachkommen eines andern Helden meinen könne. Der Hof zu Memel war nicht auf eine solche Sprache vorbereitet. Man erkundigte sich dort oft nach dem guten Müller, und man glaubte, daß er sich mehr als alle Berliner durch den Zustand des Staates gedrückt fühlen müsse!" — „Er ist — —"

2.

„Wie heißt der Herr, der ihn jetzt anredet?" — „Soll ich Ihnen nicht sagen, wie's Hrn. Müller weiter ging." — „Ich hab's satt. — Wer ist der Mann, mit dem er spricht?" — „Das ist der Herr Professor Riese-wetter. Er machte sein Glück in Berlin als Apostel des Philosophen Kant in Königsberg. — In diesem Lande der Zwerge ist Kant wie ein Riese bewundert!" — S. 308. — „So. — Haben Sie in Paris Herr B. Cousin kennen gelernt?" — „Nein." — „Besuchen Sie ihn doch nächstens, wenn Sie nach Paris kommen." — „Und wer ist der Herr dort hinter dem Professor der Kant'schen Philosophie?" — „Das ist der Hofrath Hirt; der haßt Napoleon, nicht weil er Deutschland überzieht — sondern weil er die Meisterwerke der Kunst aus Italien nach Paris brachte. Das schreit um Rache." — S. 319. — „Der Mann, der dort still auf den Stuhl sitzt, und vor sich hin sieht?" — „Das ist Friedrich Buchholz." — „Nichts Hofrath,

Staatsrath oder so was?" — „Nein — ein einfacher Schriftsteller, der Verfasser des Neuen Leviathan. — Ein Original, ein Visionaire, — ein „Idealist“, wie wir in Frankreich sagen.“ — „Ich besuchte ihn und sprach mit ihm über die Ereignisse des Tages. Er tadelte die thätigen Politiker Preußens und sagte: „Frankreich kann Preußen nur gewogen sein, wenn Preußen mit Frankreich einverstanden ist, um den Despotismus zu zerstören, den England auf den Meeren ausübt; Frankreich muß Preußen zu vernichten suchen, sobald es sieht, daß Preußen Rußland zum Stützpunkte dient. — — Alle diese Schreier begreifen nicht, daß verbunden mit Frankreich gegen England kämpfen, Frankreich dem Continent gegenüber schwächen heißt, und daß dagegen Krieg gegen Frankreich nur dazu beitragen kann, seine Größe zu vermehren, und uns zu vernichten. — Frankreich war nie schwächer, als unter seinen letzten Königen. Wo auch Andere die Ursache dieser Schwäche suchen mögen, für mich liegt sie in dem Umstande, daß Frankreich zugleich eine Seemacht und eine Landmacht sein wollte. Man helfe Frankreich, England die Spitze bieten, und der Continent wird nicht viel mehr von Frankreich zu fürchten haben. Noch so mächtige Combinationen werden diesen Erfolg nicht haben. Je mehr Feinde man hat, desto leichter ist der Sieg, denn der Eine verläßt sich auf den Andern, „Jeder sucht sich auf die wohlfeilste Weise aus der Sache zu ziehen. Friedrich II. würde im siebenjährigen Kriege sicher unterlagen sein, wenn er Oesterreich allein zu bekämpfen gehabt, oder Frankreich oder Rußland — aber da er sie alle zu bekämpfen hatte, blieb er Sieger.“

Es ist etwas Wahres in dieser Ansicht; — nur fürchte ich die Angst steckt auch hier im Hintergrunde.

„Ich sah den Verfasser des neuen Leviathan zum zweiten Male nach der Schlacht von Ulm, und ich glaubte ihm ein Compliment zu machen, als ich ihm sagte, daß seine Prophezeiung in Erfüllung gegangen. Er zog die Augenbrauen zusammen, und sprach von der Niederlage der Oesterreicher, nur um den Kummer auszusprechen, den sie ihm verursachte.“ — S. 325.

„Erst nach und nach verwischte sich der Eindruck dieses Grufes, und dann sprach er sich wieder freier aus. Er hatte seine eigenen Ansichten von der Welt. Er behauptete, die Universalmonarchie sei nicht nur natürlich, sondern nothwendig. Aber er verstand darunter die Universalherrschaft eines leitenden Gedankens. Er behauptete, es habe in der neuern Zeit zwei Universalmonarchien gegeben, eine wahre und eine falsche. Jene sah er in der Kirchenherrschaft Roms, diese in der Handels herrschaft Englands. Er zeigte, wie England zur Aufrechthaltung derselben die Lüge des europäischen

Gleichgewichts erfunden und gegen Frankreich, das ihm die Universalherrschaft im Handel streitig zu machen suchte, ausgebeutet habe. „Man kann in den drei letzten Jahrhunderten mit Händen greifen, wie England alle Mächte Europa's an der Nase herumführte.“

„Die französische Revolution gab das Zeichen der Erhebung gegen die Handels-Universalmonarchie, indem sie die Grundlage zerstörte, die sie in der Chimäre eines europäischen Gleichgewichts hatte.“ Frankreich wird sie besiegen. „Aber Europa bedarf des Anstoßes, den eine Universalmonarchie gibt. Frankreich wird diese Rolle übernehmen, — aber es wird dieselbe nicht in einer Art ausführen, die das Glück der Völker zu machen im Stande wäre. — Die wahre Universalmonarchie liegt in dem unwiderstehlichen Einflusse, den eine Idee auf die Geister ausübt, und nicht in der Macht, die sich an die Person eines Kaisers der Franzosen und noch viel weniger eines Kaisers des Occidents knüpft; denn die Menschen erkennen mit Freuden die Herrschaft einer Idee an, und erheben sich ohne Unterlaß gegen die Herrschaft eines Menschen. Diese Universalmonarchie wird kommen, aber unsere Augen werden sie nicht sehen. Das Unglück der gegenwärtigen Generation wird nach dem Beschlusse des Geschickes als Grundlage für das Glück zukünftiger Generationen dienen. Die Freiheit, der wir zustreben, ist die politische Freiheit, die das Bestehen eines wahren Völkerrechts unterstellt, und zwar eines solchen, das sein von allen Mächten Europa's anerkanntes Gesetzbuch hat, das der nationalen Ausdehnung in jedem Staat gewisse Grenzen steckt, und über dessen Beachtung ein mächtiges Gericht, ähnlich dem der Amphyktionen bei den Griechen, wacht.“ — S. 332—34.

„Das sagte Ihnen Herr Buchholz? — und zwar 1806? Fürwahr, wenn es nicht hier schwarz auf weiß vor mir läge, ich würde Sie des Plagiats an meinem Freunde Considerant und dessen Lehrer Charles Laurier beschuldigen. Aber Sie haben Recht, er war ein Visionaire, ein Poet, ein Narr — —“.

„Und überdies gar ein patriotischer Narr,“ fuhr mein Führer fort, „denn ich müßte sehr irren, oder er dachte bei seiner Universalmonarchie-Idee dennoch im Geheimen an Preußen. Er sagte: „Ich möchte vor Allem Preußen, mein Vaterland, retten, aber ich glaube, es ist verloren.“

Mein Führer sprach über Buchholz mit so viel Eifer, kam so in's Feuer, daß ich halbwegs erstaunte. Ich sah ihn, und als jetzt Herr Buchholz selbst sich zu uns wendete, auch diesen an. „Wunderbar, der gleicht Ihnen ja,

wie ein Bruder den andern!“ — „Meinen Sie?“ sagte mein Geleitsmann lächelnd.“ — „Wie ein Tropfen Wasser dem andern.“ — „So!“ Und er lächelte wieder und viel verdächtiger. „Un visionaire?“ frug ich mich im Stillen, „wohl gar ein Zauberer, ein — Doppelgänger!“ — „Herr — Sie sind —“ aber er war verschwunden.

Das Buch ist zu Ende. Herr v. K. — gleicht dem Herrn Buchholz so auffallend, daß ich nicht weiß, was davon denken. So viel ist aber sicher, daß, wenn Buchholz und mein Führer wirklich Doppelgänger, zwei Körper für eine Seele waren, — der Deutsche, der sich in's Französische übersezte, unter der Incognito-Maske sich Freiheiten erlaubte, die ihm Andere verzeihen mögen.

Freuen wir uns, daß die Zeiten dahin sind, wo ein deutscher Schriftsteller, der nicht einmal zu den Schlechtesten gehörte, schände Schmach über sich und sein Vaterland ergehen ließ, weil der letzte Funke des Volksstolzes erloschen war.

Nur die Lumpen sind bescheiden, und auch nur die Lumpenvölker, deswegen aber vergeffet nicht, daß es auch Lumpenunbescheidenheit, Lumpenverschämtheit und Narreneitelkeit gibt. Das Volk, das die meisten Männer zählt, wird auch ohne alles Großthun dennoch ein großes Volk sein. Vale!

Dr. Jacob Kirgendheim.